



Medard Kehl SJ

»Du sollst ein Segen sein!«

Zur Sendung der Christen in der Gegenwart

Veröffentlicht in: Cartell Rupert Mayer, Mitteilungsblatt 2 / September 1999, 14-26

Meine Damen und Herren!

Lassen Sie mich meine Ausführungen beginnen mit einem persönlichen Erlebnis, das mir signifikant zu sein scheint für die gegenwärtige Glaubenssituation im deutschsprachigen Raum und für die Erwartungen an uns Christen. Ende Februar dieses Jahres, nach Semesterschluß, verbrachte ich wieder - wie seit vielen Jahren - mit zwei anderen Mitbrüdern einige freie Tage im Wallis zum Langlauf. Wir wohnten in zwei leerstehenden Pfarrhäusern im Goms, einem langgestreckten Hochtal. Wie viele andere Regionen in Österreich und der Schweiz zu dieser Zeit waren wir bald völlig eingeschneit und von der Außenwelt ganz abgeschnitten. Viele Lawinen waren nahe bei unseren Dörfern heruntergekommen; ich wurde mehrmals evakuiert; es gab nur Notstromaggregate; versorgt wurden wir mit Hubschraubern. Alles war etwas abenteuerlich; eine unmittelbare Lawinenbedrohung für den Dorfkern selbst bestand nicht. Aber die ganze Atmosphäre war doch trotz hervorragender Organisation und der großen Hilfsbereitschaft der ganzen Bevölkerung gespannt und von Unsicherheit geprägt: Wie wird es weitergehen? Nach einer Woche gab es dann Gelegenheit für die Feriengäste, mit Hubschraubern ausgeflogen zu werden. Fast alle machten davon Gebrauch. Ich wollte erst nicht, wurde aber dann von einigen Leuten aus dem Dorf überzeugt, dass es wohl doch besser sei. Als ich mich dann am Abend bei einer Dorfversammlung von den Einheimischen verabschiedete und für die Betreuung dankte, sagte der relativ junge Bürgermeister: »Herr Pater, ich gehe zwar nicht oft in die Kirche, und es ist auch Ihre freie Entscheidung, ob Sie ausfliegen oder nicht. Aber ich würde mich freuen, wenn Sie bei uns bleiben!« Beifälliges Gemurmel der Leute; und eine junge deutsche Kellnerin, die aus den neuen Bundesländern stammte, faßte mich an beiden Händen und beschwor mich: »Herr Pater, ich bin ja eine Ungläubige, aber bitte, bleiben Sie bei uns!« Ich kam mir erst einmal vor wie ein lebender religiöser Talisman, an den sich mythisch-magische Hoffnungen von Sicherheit und Geborgenheit hefteten. Natürlich bin ich da geblieben, und es war gut so; es ist schließlich nicht beim Talisman geblieben ...

Warum ich das erzähle: Diese kleine Begebenheit kann ein treffendes Gleichnis für unsere Glaubenssituation in weiten Teilen Mitteleuropas sein. Denn unsere Kultur teilt zwar immer weniger die genuin christliche Glaubensüberzeugung und das christliche Ethos; aber auf die *Präsenz* der Kirche und glaubender Christen möchte sie doch nicht einfach verzichten, zumal nicht in

Krisensituationen und Grenzerfahrungen.

Was steht eigentlich dahinter? Wie gehen wir mit diesem eigenartigen Phänomen sinnvoll um? Wie verstehen wir unsere Sendung als Kirche und als einzelne Christen in der gegenwärtigen Entwicklungsphase der Kultur der europäischen Moderne? Diese Kultur befindet sich selbst in einem starken Umbruch; sie erfährt seit etwa 30 Jahren einen sog. »Modernisierungsschub«, der sie von all ihren vorneuzeitlichen Traditionen, gerade auch den religiösen und ethischen Überlieferungen des Christentums mehr und mehr entfernt. Unsere Kultur wird zunehmend »enttraditionalisiert«, und zwar in Richtung einer weiter wachsenden Individualisierung und Pluralisierung, aber auch ganz neuer Milieus und Lebensformen, die sich v.a. an der Erlebnisqualität und an einem besonderen Lebensstil orientieren. Die großen Kirchen werden in diesen kulturellen Umbruch stark mit hineingezogen. Nach einem Wort des amerikanischen Theologen G. Lindbeck befinden wir uns als Kirche in einer schwierigen Übergangssituation: Nachdem wir viele Jahrhunderte kulturell fest etabliert waren, sind wir im Augenblick »*noch nicht eindeutig kulturell de-etabliert*«. Das heißt: Wir gehören noch irgendwie als vorneuzeitliches Traditionsstück dazu, aber wir können die Kultur im ganzen immer weniger christlich prägen.

Darum noch einmal die Frage: Wie gehen wir als Christen damit *kreativ* und *offensiv* um? Wie finden wir einen guten Weg, der zwischen resignativer Verteufelung dieser modernen Kulturentwicklung einerseits und kritikloser Anpassung an sie andererseits diese Situation auch als Chance und Herausforderung versteht, die Gott uns heute zumutet und auch zutraut? Zu diesem sehr weiten Thema möchte ich nur einige Aspekte hier vortragen.

I. Das biblische Leitmotiv unserer Sendung

Vor einigen Wochen war ich zu einem Vortrag beim »Forum der Orden« in Ludwigshafen. Dort sprach auch Exbundeskanzler Helmut Kohl. Ein markantes Wort aus seinem Referat ist mir gut in Erinnerung geblieben: »Die Visionäre sind die wahren Realisten« (wobei er auf seine große, sich Schritt für Schritt realisierende Vision vom vereinigten Deutschland und Europa anspielte). Das gilt wohl auch für die Kirche und die einzelnen Christen: Haben wir eine Vision, ein uns tragendes und treibendes Leitmotiv für die Zukunft des christlichen Glaubens hier bei uns?

Für mich persönlich hat sich in den letzten Jahren besonders *ein* biblisches Wort als solch eine Vision oder als Leitmotiv für den Weg der Kirche in unserer Epoche herauskristallisiert; nämlich das Wort Jahwes an Abraham, als er ihn aus Haran herausruft und auf einen langen *Weg ins Ungewisse* schickt: »Du sollst ein Segen sein!... Durch dich sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen!« (Gen 12,2f). Dieses Wort steht an einer entscheidenden Nahtstelle des Buches Genesis: Nämlich im 12. Kapitel, d.h. nach der sog. biblischen Urgeschichte von Schöpfung, Sündenfall, Sintflut und Noahbund, was alles die *ganze* Menschheit betrifft. Im 12. Kapitel beginnt dagegen mit Abraham etwas Neues: Die Geschichte des Volkes Gottes. Ab jetzt sind Menschheitsgeschichte und Volk-Gottes-Geschichte in der Bibel nicht mehr einfach deckungsgleich; sie gehen verschiedene Wege; aber sie laufen auch nicht einfach beziehungslos nebeneinander her. Gott stiftet eine ganz besondere Beziehung zwischen seinem Volk und allen anderen Menschen: Das Volk Gottes wird in seinem Stammvater Abraham berufen, *Segensmittler* für die anderen Völker, Mittler der heilenden und rettenden Nähe Gottes für alle zu sein. Sein Segen, sein Heil ist eben für alle da, weit über die Grenzen des Volkes Gottes hinaus! Dafür soll das Volk Gottes Zeichen und Zeuge sein.

Dieser biblische Einschnitt damals zwischen allgemeiner und besonderer Segensgeschichte scheint mir ein gutes Leitmotiv gerade für die heutige Situation der Kirche hier bei uns zu sein. Denn wir stehen augenblicklich mitten in einem kulturellen Prozeß, in dem sich die moderne westeuropäische Kultur, zumal im ganzen deutschsprachigen Raum, aus ihrer fast 1 ,/2 Jahrtausende alten Prägung durch das Christentum und die Kirche herauslöst; und zwar sehr beschleunigt in den 90er Jahren.

Europäersein und Christsein werden in West- und Mitteleuropa immer weniger deckungsgleich sein. Die Geschichte der europäischen Kultur und die Geschichte der christlichen Kirchen gehen mehr und mehr verschiedene Wege; die Epoche, die mit Kaiser Konstantin im 4. Jh. begonnen hat, geht offenbar unwiderruflich zu Ende.

Angesichts dieser Entwicklung können wir die alte Verheißung und Ermutigung Jahwes an Abraham mit Recht auch an uns gerichtet hören. Vielleicht könnte sie heute so lauten: »Du, Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend, sollst ein Segen sein für die Menschen der modernen Kultur, auch wenn sie nicht mehr Christen sind oder fast nur noch dem Namen nach; auch wenn sie - für dich sicher enttäuschend - nach dem Grundsatz leben: Kirche - irgendwie ja (als religiöser und sozialer Dienstleistungsbetrieb) - Gemeinde: nein (weil sie »ohne Bindung mit der Kirche in Verbindung« bleiben wollen). Kirche, du sollst ein Segen sein, auch wenn deine Zeitgenossen zwar gern die kirchlichen Kindergärten, Schulen, Krankenhäuser und Altenheime benutzen, aber dennoch nicht den kirchlichen Glauben und das kirchliche Leben teilen wollen.«

Ein solches Leitmotiv für die Sendung der Kirche und der Christen kann in einer Situation, die ja von vielen durchaus auch als sehr bedrohlich für eine uns lang vertraute Gestalt des Christentums in Europa erfahren wird, doch sehr befreiend sein. Es kann uns von einem ängstlichen Kreisen um uns selbst befreien, als ob es fast nur noch darum ginge, durch organisatorische Umstrukturierungen und neue pastorale Konzepte die eigene Haut, das eigene Überleben der Kirche zu sichern. »Du sollst ein Segen sein!« - das verändert die Blickrichtung der Christen und der Kirche: weg von sich selbst und hin auf die Menschen und die moderne Lebenswelt, zu der wir von Gott als Mittler seines Segens gesandt werden, als »Zeichen und Werkzeug des Heils« (wie das 2. Vaticanum es sagte). Wo wir das klar im Auge behalten, wird es schlußendlich auch uns selbst zum Segen gereichen!

Die Frage ist nur: *Wie* können wir am besten heute ein Segen sein für unsere Kultur? An dieser Frage scheiden sich im Augenblick in der Kirche offensichtlich die Geister.

II. Option für eine zukunftsfähige Grundrichtung unserer Sendung

1. Ein »Richtungsstreit« in unserer Kirche

Nach meinem Eindruck verschärft sich im Augenblick tendenziell der Konflikt zwischen zwei grundsätzlichen »pastoralen Strategien« oder Richtungen für das Verhalten der Kirche unserer modernen Kultur gegenüber. Das wird z. B. sehr deutlich im Zusammenhang mit dem Problem der kirchlichen Mitwirkung im Rahmen der staatlichen Schwangerschaftskonfliktberatung; aber auch in vielen anderen Fragen (z. B. theologische Fakultäten an Universitäten, Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen offene Jugendarbeit usw.). Dieser Konflikt läßt sich nicht einfach auf die viel zu pauschale Formel »konservativ - progressiv« bringen. Ich möchte den Gegensatz lieber so formulieren: Können wir heute ein Segen sein eher durch »kritischen Kontrast« oder eher durch »kritische Kommunikation«? Was ist damit gemeint?

Die Option des *kritischen Kontrastes* besagt: Wir sind als Kirche dann ein Segen für die moderne Kultur, wenn wir uns ganz eindeutig von ihr *unterscheiden*; wenn wir es wagen, uns in klaren Widerspruch und Kontrast zu ihr zu stellen. Das erfordert in vielen Bereichen auch einen eindeutig erkennbaren Sonderweg, zumal in so neuralgischen Punkten wie Abtreibung, Sexualmoral, Wiederverheiratung Geschiedener, Gewissensfreiheit und Gewissensbindung, Demokratie in der Kirche, Verhältnis von Laien und Priestern, Zölibat und Ausschluß der Frauen vom geweihten Amt usw. Gerade hier, wo die meisten Menschen heute andere Auffassungen haben als die kirchliche Tradition, wahr nach dieser Sicht allein ein klarer ideeller und struktureller Kontrast sowohl die christliche Identität wie auch ihre öffentliche Relevanz. Denn dadurch provoziert und fasziniert sie als alternatives Gegenmodell viele Menschen, die aufgrund der inneren Widersprüche und

Schattenseiten unserer Kultur mehr und mehr zu einer kulturkritischen Einstellung gelangen. Mit dieser Option verbindet sich tendenziell eher eine negative Einstellung zur modernen Kultur insgesamt, gerade auch wegen ihrer zunehmenden Entfernung von der christlichen Tradition.

Die Option der *kritischen Kommunikation* besagt: Wir sind dann ein Segen für die europäische Kultur der Neuzeit, wenn wir uns zunächst einmal in Offenheit und Sympathie auf die kulturelle Realität unserer Zeit einlassen, wenn wir uns »einmischen« und im Spiel der gesellschaftlichen Kräfte »mitmischen«. Dabei sind wir keineswegs unkritisch; wir müssen uns in vielen Punkten auch kritisch distanzieren von bestimmten kulturellen Selbstverständlichkeiten, also in einen partiellen Kontrast zu unserer Kultur treten. Aber im ganzen fühlen wir uns - im Sinn dieser Option - grundsätzlich als dazugehörig und mitverantwortlich für diese Kultur (als »Kinder unserer Zeit«). Die Kirche ist eben noch immer ein Teil der kulturellen *Communio*, die in Europa seit dem Mittelalter unter christlichen Vorzeichen gewachsen ist. Darum ist diese pastorale Richtung auch eher bereit, manche Vermischungen, manche Gemengelage und manche Kompromisse in Kauf zu nehmen, um die normale Lebenswelt der Menschen mit der christliche~ Botschaft überhaupt noch in Berührung zu bringen. Diese kritische Kommunikation zwischen Kirche und Kultur verläuft natürlich in beiden Richtungen: Von der Kirche hin zur Kultur und von dieser zur Kirche hin, die sich in bestimmten Verhaltensweisen und Einstellungen eben auch von der Kultur kritisieren und bereichern lassen kann. Kritische Kommunikation kann nie eine Einbahnstraße sein, sondern sie lebt vom lebhaften Gegenverkehr.

Zwischen diesen beiden Optionen schwanken die mitteleuropäischen Ortskirchen seit vielen Jahren hin und her. Natürlich haben beide Optionen ihre Gefahren und ihren Preis: Der Wille zum Kontrast birgt in sich die Gefahr einer *Abschottung* in neue kirchliche Milieus mit leicht elitärem Selbstbewußtsein. Der Wille zur Kommunikation ist dagegen ständig der Gefahr der *Anpassung* an gesellschaftliche Erwartungen und Bedürfnisse ausgeliefert, so dass die Kirche allmählich ganz ihr spezifisch christliches Profil verlieren könnte. Dazu kommt auch die unaufhebbare Ungewißheit, welcher Weg auf Dauer wirklich der bessere für das Verhältnis zwischen Kultur und Kirche in dieser Phase der Moderne ist. Erst hinterher ist man bekanntlich schlauer

2. Plädoyer für die »kritische Kommunikation«

Trotz dieser Ambivalenzen, die mit jeder dieser pastoralen Optionen verbunden sind, und obwohl die Übergänge zwischen ihnen im konkreten Fall oft fließend sein mögen, plädiere ich dennoch entschieden für die kritische Kommunikation. Ich möchte dafür folgende Gründe nennen:

(1) Diese Option bringt die Kirche *näher* zu den *konkreten Menschen*, sie sucht dabei mit ihnen nach Möglichkeiten eines »Christseins auf den Straßen dieser Welt«. Sie bleibt »am Ball«, sowohl in den sozialen Konfliktfeldern wie auch in den kulturellen Herausforderungen der realen Lebenswelten heute. Die Kirche läßt sich davon selbst innerlich berühren und damit auch in ihrer Sprache, in ihrer Nachdenklichkeit und in ihrem pastoralen Stil bestimmen. Sie wird einfach geschwisterlicher, gerade auch zu den Menschen, die nicht zu ihr gehören. Und das scheint mir doch recht nah an der Verkündigungsweise Jesu zu liegen

(2) Die wohlwollend-kritische Kommunikation mit unserer Kultur ermöglicht auch einen größeren Spielraum an innerkirchlicher Vielfalt und Freiheit, so dass die Kirche in sich selbst auch »*pluralismusfähig*« innerhalb der modernen Kultur wird, d. h. dem strittigen innerkirchlichen Diskurs genügend Freiraum läßt; dadurch wird sie auch ein ernsthafter Gesprächspartner für außerchristliche Kreise bleiben. Eine solche innerkirchliche Dynamik setzt auf Dauer auch kreative Gegenkräfte innerhalb der Kirche gegen die obengenannte Gefahr einer zu großen Anpassung der Kirche an Zeitgeistströmungen frei, während eine monolithisch-einheitliche Kirche demgegenüber fast nur auf autoritative oder milieubedingte Abgrenzungen angewiesen ist.

(3) Die »kritische Kommunikation« zwischen Kirche und Kultur ist auf lange Sicht wohl doch die *schwierigere Option*. Sie braucht nämlich mehr die Gabe der Unterscheidung der Geister, mehr Gespür für die Kompliziertheit unserer kulturellen Situation, eben mehr Differenzierungsvermögen. Ich vermute darum, dass sich die andere Option (des »kritischen Kontrastes«) aus sozialpsychologischen Gründen mehr und mehr von selbst verstärken wird. Denn sie verhilft leichter dazu, die eigene christliche Identität (oder was man dafür hält) klipp und klar benennen und praktizieren zu können. Und das kommt gerade heute vielen verunsicherten Christen, zumal in der jüngeren Generation sehr entgegen. Von daher dürfte diese Option kurzfristig vielleicht sogar die erfolgreichere sein. Aber nach allen Erfahrungen der Geschichte, besonders des 19. und 20. Jh's, ist es auf längere Sicht doch eher eine schwache Identität, die sich allzu sehr auf Abgrenzung stützt (was wir ja auch vom Prozeß der persönlichen Identitätsfindung des einzelnen her kennen). Ich fürchte, dass eine Kirche, die zu stark auf Abgrenzung und Kontrast setzt, mit der Zeit auch in ihrem Inneren unbeweglich und unkreativ wird; ja, dass es dann wieder zu einem Problemstau kommt, wie wir ihn in der Zeit vor dem letzten Konzil erfahren haben und auch im Augenblick bereits wieder erfahren. Um solche außerordentlich schädlichen Selbstblockierungen der Kirche für die Zukunft zu verhindern, optiere ich für den sicher schwierigeren, aber - wie mir scheint - zukunftsfähigeren Weg der Kirche, eben für die »kritische Kommunikation« mit unserer Gegenwartskultur.

(4) Ein vierter, sehr gewichtiger Grund für den Weg der »kritischen Kommunikation« liegt für mich schließlich darin, dass hier der gesellschaftliche *Öffentlichkeitscharakter* der Kirche am ehesten gewahrt zu werden scheint, so dass sie sich auf Dauer klar von einer Freikirche oder gar Sekte unterscheidet, die fast nur aus überzeugten und aktiven Mitgliedern bestehen. Die Kirche hat vom Selbstverständnis des christlichen Glaubens her ihren gesellschaftlichen Ort nicht ausschließlich in binnenkirchlichen Gruppen, sondern gerade auch in einer Vielfalt von Beziehungen zur jeweiligen Kultur und Gesellschaft, in der sie lebt, mit der sie sich auseinandersetzt und für die sie sich einsetzt. Natürlich kann heute angesichts der ständig wachsenden Zahl der mehr oder weniger inaktiven Mitglieder der Kirche (über 80 %!) nur wenig an ausdrücklich christlichen Glaubensgehalten an unsere Kultur vermittelt werden. Dennoch bleiben auch durch die in- aktiven Glieder der Kirche gewisse Rudimente von christlichen Wertvorstellungen (v. a. im Bereich der Sozialethik und -politik, aber auch des Menschenbildes und der Menschenwürde) in den verschiedensten gesellschaftlichen Gruppierungen präsent. Die aktiven Christen sind heute zuweilen in Gefahr, diese öffentliche Bedeutung des christlichen Ethos zugunsten eines intensiveren kirchlichen Binnenlebens zu unterschätzen. In Verbindung mit einer sinnvollen Pastoral der Beziehungen zu den (wie ich sie gerne bezeichne) »treuen Kirchenfernen« behalten darum gerade in dieser Perspektive die kirchlichen Verbände ihren bleibenden Sinn, zumal auch solche profilierten christlichen Vereinigungen wie Ihr Cartell! Denn ihr Dienst als gemeinschaftlich verfaßte »Transporteure« authentischen christlichen Glaubens und Ethos in die gesellschaftliche Öffentlichkeit hinein (wenn auch oft nur in Form des »Samenkornes«, das unter die Dornen oder auf den Weg oder auf steinigem Boden fällt), dieser Dienst ist heute noch viel unverzichtbarer als in den vergangenen Epochen einer generell »christentümlichen« Kultur.

III. Drei spezifisch christliche Kompetenzen für unsere Sendung heute

Nach dem Leitmotiv »Du sollst ein Segen sein« und nach der Grundrichtung der »kritischen Kommunikation« möchte ich jetzt ganz kurz drei *inhaltliche* Momente unserer Sendung ansprechen: Womit können wir denn heute in der gegebenen Glaubenssituation ein Segen für diese Menschen unserer »nachchristentümlichen« Kultur (L. Bertsch) sein? Was können wir als christliche Kompetenz einbringen, dass es sich segensvoll auswirkt?

1. Die sakrale Kompetenz

Etwa 2/3 der bundesdeutschen Bevölkerung sucht noch immer von sich aus den Kontakt mit den christlichen Kirchen; und zwar v. a. (1) an den Grenzen des menschlichen Daseins, also bei Geburt und Tod (da ist der Kontakt mit der Kirche weitaus am stärksten!), aber (2) auch bei bestimmten biographisch-familiär wichtigen Wendepunkten (wie Hochzeit, Erstkommunion und Firmung der Kinder) und (3) schließlich bei kirchlichen Festen, die zum kulturellen Gemeineigentum geworden und zugleich emotional-erlebnismäßig sehr angereichert sind (wie Weihnachten, St. Martin, Nikolaus, Kirchweih, vielleicht sogar die Karwoche, wenn ihr Symbolreichtum voll zum Tragen kommen kann usw.). Was suchen diese Menschen denn bei uns?

Wenn wir dieses Phänomen nicht nur negativ beurteilen dürfen, sondern durchaus auch positiv als Chance und Herausforderung, dann scheint mir: Sie suchen bei uns Christen v. a. die *sakrale Kompetenz*. Darunter verstehe ich die aus persönlicher Vertrautheit mit Gott, dem heiligen Geheimnis unserer Welt, erwachsene Befähigung, diese Dimension des Heiligen, also des verborgenen Geheimnisses unserer Wirklichkeit, unseres Woher und Wohin auch für andere offenzuhalten, ihnen durch bestimmte liturgische Zeichen, Gesten, Handlungen und Erzählungen einen Zugang zu ihm zu eröffnen.

So diffus, so magisch-ritualistisch oder deistisch oder auch gnostisch-naturmystisch der Transzendenzbezug einer kulturell akzeptierten Religiosität heute auch sein mag - die Menschen scheinen gerade an Grenz-, Wende- oder Höhepunkten ihres Lebens oder auch nur an herausgehobenen Zeiten im Jahresrhythmus doch die *Endlichkeit* ihres Daseins, seine Ausgesetztheit und Ungesicherheit zu spüren. Wohl deswegen wenden sie sich noch immer an die Kirche, um in ihrem rituellen Rahmen eine gewisse religiöse Stabilisierung in der nicht völlig zu verdrängenden Zerbrechlichkeit des Lebens zu finden. Sie möchten sich dabei - theologisch gesprochen - des *Segens Gottes* für ihr Leben vergewissern; eines Gottes, der ihnen weithin fremd ist, von dem sie aber doch vage hoffen, daß es ihn als irgendwie schützende Macht über ihrem Leben und dem ihrer Kinder geben möge. Und für die Berechtigung dieser Hoffnung stehen in ihrem Bewußt- sein noch immer die Kirche und generell glaubende Menschen ein.

Von daher sollten wir dieser sakralen Dimension viel Liebe und Phantasie zuwenden, um hier sehr sensibel den Erwartungen dieser Menschen gerecht zu werden, ohne dabei unseren eigenen liturgischen Standard herabzusetzen; wir sollen ihn nicht herabmindern, sondern ihn stärker differenzieren auf die religiösen Erwartungen und Einstellungen der Menschen unserer Kultur hin. Ich denke da z.B. an eine Vielfalt gut gestalteter Segensfeiern an den Lebenswenden der Menschen statt der unterschiedslosen Spendung der Sakramente der Taufe, der Eucharistie, der Firmung und der Trauung für alle. So könnten wir viel ehrlicher und differenzierter auf die doch so verschiedenen Glaubenssituationen der Menschen eingehen.

2. Die diakonische Kompetenz

In der öffentlichen Meinung steht der soziale, caritative und pädagogische Einsatz der Kirche (also in Kindergärten, Schulen, Jugendarbeit, Behinderteneinrichtungen, Krankenhäusern, Altenheimen, Caritasstationen usw.) eindeutig an der Spitze aller Gründe, warum für die Menschen hierzulande die Existenz der Kirchen und die Präsenz des christlichen Glaubens in unserer Kultur überhaupt noch plausibel erscheinen. Sie nehmen die Dienste der Kirche in diesen Bereichen auch mit wachsender Begeisterung in Anspruch; allerdings fast im gleichen Maß, wie die Begeisterung am christlichen Glauben und an einer aktiven Einbindung in die Gemeinden sinkt. Warum? Was suchen sie in der kirchlichen Diakonie und Pädagogik, was sie sonst vielleicht nicht in dem Ausmaß finden? Bezüglich der Schulen antwortete mir eine Ordensschwester, die Direktorin eines großen katholischen Gymnasiums ist, neulich auf diese Frage: Die Eltern suchen bei uns für ihre Kinder v.a. eine *menschliche* Schule, in der der einzelne junge Mensch in seiner einzigartigen Persönlichkeit wahr-, ernstgenommen und gefördert wird. Ich denke, das gilt auch für alle anderen Bereiche: Die Diakonie

der Kirche steht in unserer Kultur - angesichts der immer unüberschaubarer, anonymen und seelenloser werdenden großen sozialen Dienstleistungsbetriebe - offensichtlich als *Garant für Menschlichkeit*, für persönliche Zuwendung, auch für Treue und Verlässlichkeit, ohne dass dabei die Grenzen und Überforderungen übersehen werden können, die genauso wie anderswo auch in kirchlichen Institutionen anzutreffen sind.

Es ist für mich jedesmal eine Art Schlüsselerlebnis, wenn ich in meiner Freizeit in einem Sozialwaisenhaus in Offenbach mit den Kindern oder in einer Archegemeinschaft (im Geiste Jean Vaniers) mit Behinderten zusammenkomme, nämlich die unausgesprochene Frage in ihren Augen oder in ihren Gesten wahrzunehmen: »Bleibst Du? Bist Du verlässlich? Willst Du uns Freund sein?« Theologisch drücke ich es für mich immer so aus: Können wir als Christen für- einander und für die Menschen um uns herum ein kleines Gleichnis der Treue Gottes sein? Genau darin sehe ich gerade in der heutigen kulturellen Situation ein segenbringendes Spezifikum christlicher Diakonie: dem kulturbedingten Trend zur Unverbindlichkeit in allen Lebensbereichen zu widerstehen und gerade für die vielen Opfer dieses schönen und leichten Spiels der Freiheit, die sich angesichts der unendlich vielen Möglichkeiten nur noch schwer binden kann oder will, alternative Erfahrungsräume (in unseren Gemeinden, Familien, Gruppen, Institutionen) aufbauen. Lebensräume also, in denen vom Glauben her und durch die gegenseitige Stütze die Freiheit gerade als »Freiheit der Entschiedenheit«, als Fähigkeit zur verbindlichen Selbst- verpflichtung wieder mehr gelingen kann. Je utopischer heute vielen diese verlässliche Treue als Hochform der Freiheit erscheint, um so mehr wird sie doch zum Gegenstand einer starken Sehnsucht in unserer Kultur. Hier sind wir als Christen besonders herausgefordert; denn schließlich ist von den Ursprüngen unseres Glaubens her die Treue *das* Merkmal des jüdisch-christlichen Gottes. Sie kann darum gerade heute wieder zum überzeugenden Verstehensschlüssel für den so fremd gewordenen Namen Gottes werden.

3. Die eschatologische Kompetenz

Diese Weise unserer christlichen Sendung richtet sich noch stärker als die diakonische Kompetenz auf die christliche Sendung in der gesellschaftlichen und beruflichen Öffentlichkeit unserer Kultur. Haben wir als Christen hier auch eine besondere Kompetenz? In der Tat! Natürlich besteht sie nicht in einem Mehr an politischem Sachverstand und praktischer Vernunft, sondern in der weiten Perspektive unserer eschatologischen Hoffnung auf das verheißene *Reich Gottes*. Damit haben wir heute allerdings auch wiederum einen schweren Stand. Denn unsere gegenwärtige Kultur ist ja nach den vielen schlechten Erfahrungen dieses Jahrhunderts äußerst skeptisch gegen die großen universalgeschichtlichen Visionen und Utopien der Neuzeit. Fortschritt in allen Bereichen: Ja; aber das Wohin und Wozu bleibt völlig offen. Die Zukunft gilt als unendlich offener Raum des Möglichen (»Alles ist möglich«), aber ohne eine klare inhaltliche Vision und Option.

Angesichts dieses Verzichtes auf eine umgreifende Perspektive für unsere Geschichte kann von der christlichen Hoffnung auf das Reich Gottes eine provozierende Kraft ausgehen. Denn das von Jesus verkündete, in ihm angebrochene und uns von ihm anvertraute Reich Gottes ist ja weder identisch mit irgendwelchen innerweltlichen Gesellschaftsutopien noch einfach mit dem jenseitigen Himmel nach unserem Tod oder am Ende der Geschichte bei der Auferstehung der Toten; da erhält es seine endgültige Vollendungsgestalt. Im Sinne Jesu geht es beim Reich Gottes vielmehr darum, daß sich Gottes Gerechtigkeits- und Friedenswille zugunsten der Armen bereits hier auf der Erde Raum schaffe. Dieser Raum des Reiches Gottes ist angesichts der realen Ungerechtigkeiten und Gewalttätigkeiten vielleicht oft nicht größer als ein Senfkorn oder ein Sauerteig. Aber genau darin steckt für den Glaubenden die verwandelnde und rettende Kraft der Liebe Gottes, der diese Welt einmal im ganzen zum Fest der versöhnten Schöpfung führen will.

Was bedeutet nun diese Hoffnung auf das Reich Gottes für unser gesellschaftliches Handeln als Christen heute? Zum ersten: Sie macht uns resistent gegen bestimmte typische Viren unserer

Epoche: Einmal gegen jeden ideologischen Fanatismus, der das Paradies auf Erden mit allen Mitteln herbeizwingen will; und andererseits wehrt sie auch jedem scheinbar so realistischen Defätismus, der unsere Geschichte als ausweglose Katastrophengeschichte abschreibt. Gegen Fanatismus und Defätismus traut die Hoffnung auf das Reich Gottes unverdrossen den kleinen Schritten des Einsatzes für Frieden und Gerechtigkeit, die eben nicht bloß ein sinnloser Tropfen auf den heißen Stein sind, sondern der Anfang »eines Regens, der aus Wüsten Gärten macht« (H. J. Netz).

Zum zweiten besteht die Hoffnung auf das Reich Gottes hartnäckig und oft auch störend darauf, daß wir uns als Christen in unserem gesellschaftlichen Denken und Handeln die Perspektive der Schwächeren, der Opfer politischer Entwicklungen zu eigen machen: Wie kann ihnen auf Dauer und im ganzen mehr Gerechtigkeit und Solidarität widerfahren? Ich erinnere Sie in diesem Zusammenhang an das 1997 veröffentlichte große Sozialwort der beiden Kirchen: »Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit«.

Natürlich wird es über diese Fragen auch unter Christen sehr verschiedene Meinungen geben. Und selbstverständlich kann diese Vision vom Reich Gottes auch nicht unvermittelt in gesellschaftliche Handlungsmaximen umgesetzt werden. Das führte nur zur frommen Ideologisierung oder naiven Romantisierung von Gesellschaft und Politik. Nein, als leitende Perspektive eines Handelns, das sich durchaus ganz am jeweils geforderten Sachverstand orientiert, wirkt sie eher wie ein durchgehender *Refrain*, der unser normales Denken und Handeln immer wieder unterbricht und es kritisch an das entscheidende Kriterium Jesu für das Letzte Gericht Gottes erinnert: »Was ihr für meine geringsten Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan!« Denn das bleibt gültig für das Reich Gottes.

Diese Perspektive mag für das konkrete politische Handeln sehr vage klingen, aber sie verfehlt auf Dauer dennoch nicht ihre Wirkung. Das beweist ja doch auch die vom Ursprung her christlich begründete sozialpolitische Ausrichtung der Bundesrepublik Deutschland vom Anfang ihres Bestehens an. Diese Perspektive im härter werdenden politischen Alltagsgeschäft und über alle Parteigrenzen hinweg wachzuhalten, scheint mir heute zur spezifisch christlichen Sendung zu gehören.

Meine Damen und Herren!

Lassen Sie mich meine Ausführungen noch einmal mit einem kleinen persönlichen Erlebnis schließen; auch dies scheint mir wiederum ein gutes Gleichnis für die Rolle des christlichen Glaubens in unserer Kultur heute zu sein. Vor einigen Wochen fuhr ich im IC nach Bonn; ich hatte mir einige schwierige Artikel zum Thema Glaube und Vernunft mitgenommen, um sie in Ruhe durcharbeiten zu können. Zwischendurch wurde ich immer wieder von einem kleinen, etwa fünfjährigen Mädchen »gestört«, das mit seinen Großeltern auf Reisen war und sich sehr angeregt mit der vor mir sitzenden älteren Dame unterhielt. Als ihm der Gesprächsstoff ausging, setzte es sich wieder auf seinen Platz und begann zu singen. Zunächst ein einfaches Kinderlied vom Osterhasen, und dann dieses schöne Lied, das ich schon öfters in Kindergottesdiensten mit Kindern gesungen habe: »Paß auf, kleines Auge, was du siehst, paß auf, kleines Auge, was du siehst; denn der Vater im Himmel schaut immer auf dich, denn der Vater im Himmel hat dich lieb.« In den weiteren Strophen heißt es dann: »Paß auf, kleine Hand, was du tust«, oder: »Paß auf, kleiner Mund, was du sprichst«, oder: »Paß auf, kleiner Fuß, wohin du gehst« usw. Fast 20 Minuten lang sang das Mädchen dieses Lied mit all seinen Strophen und immer neuen Wiederholungen, nicht zu laut, aber doch so, dass es der ganze Großraumwagen hören konnte. Ich merkte, wie fast alle Mitreisenden sehr angerührt waren. Auch mich hat diese Szene zutiefst ergriffen: Da sitze ich als Theologe und zermartere mir den Schädel über der schwierigen Frage, wie heute Glaube und Vernunft, Glaube und Kultur miteinander zu versöhnen seien; und da singt zwei Reihen vor mir dieses kleine Kind so ganz unaufdringlich, ganz selbstverständlich und ganz absichtslos seinen Glauben hinaus, mitten in diesem säkularen Ambiente eines IC-Großraumwagens, und zwar so, dass es wirklich die Herzen der Menschen

berührt. Wenn uns das als Kirche und als einzelnen Christen in unserem jeweiligen Umfeld so gut wie diesem singenden Kind gelingen könnte, dann waren wir in der Tat ein Segen für die Menschen unserer Kultur!

Womit dann auch nahtlos der Übergang zum Gesang der draußen schon wartenden Regensburger Domspatzen geebnet wäre ...

Letzte Aktualisierung: 11. November 1999



[Suche](#)

[Impressum](#)

[Zur Startseite von Sankt Georgen](#)